

Zeitschrift: Jahrbuch der Sekundarlehrerkonferenz des Kantons Zürich
Herausgeber: Sekundarlehrerkonferenz des Kantons Zürich
Band: - (1931)

Artikel: Jeremias Gotthelf
Autor: Hunziker, Rudolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-819447>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 26.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Jeremias Gotthelf

Jeremias Gotthelf.

Jeremias Gotthelf gehört zu den Schriftstellern, die unlöslich mit dem Erdreich verwachsen sind, das sie hervorgebracht hat. In ihm erstand dem selbstherrlichen Bernertum ein Vertreter, der sich durch keine fremden Einflüsse beirren ließ, dessen Wesensart vielmehr den Charakter seines Volkes in ungebrochener und aufs höchste gesteigerter Kraft widerspiegelt.

Seine Heimatliebe, sein auf das Wirkliche und Erreichbare gestellter Sinn machten Gotthelf außerdem zu einem gesunden und fruchtbaren Träger der Gedanken und Wünsche, welche die Zeit vor 1848 durchfluteten und durchstürmten. Denn er war eine urwüchsige Kampfnatur, und mit dem Ausspruch: „Es kommt mir immer vor, als sei mein Schaffen kein Schreiben, sondern ein Fechten“ hat er selbst seine Berufung trefflich gekennzeichnet. In ihm lebte jene Bereitschaft, blank zu ziehen, die den alten Landsknechten eignete. Und wenn Gotthelf der vorzüglichste Schlachtenschilderer ist, den unser Land aufweist, so beruht dies auf keinem Zufall. Hat doch an seiner Wiege der Krieg Pate gestanden. Geboren am 4. Oktober 1797 zu Murten als drittes Kind des dortigen deutsch-schweizerischen Geistlichen, war er erst wenige Monate alt, als die französischen Truppen in die helvetischen Gaue einbrachen. Es folgte der Sturz der alten Eidgenossenschaft; der Schlachten auf dem Boden unserer Heimat und der Durchzüge fremder Heere war auf Jahre hinaus kein Ende. Auch ins Pfarrhaus zu Murten drang eines Nachts ein Trupp herumschweifender Soldaten ein, und der Knabe Albert Bitzios — so lautet Gotthelfs bürgerlicher Name — wurde Zeuge ihres feindseligen Gebahrens.

Das äußere Leben Gotthelfs bietet keinerlei Überraschungen; es unterscheidet sich in nichts von demjenigen irgend eines damaligen Geistlichen im Kanton Bern. Da die Familie nur über bescheidene Mittel verfügte, sah sich der temperamentvolle und unternehmungslustige Jüngling vor

allem auf die eigene Tüchtigkeit angewiesen. Von dem am Unterlauf der Emme in ebener Landschaft gelegenen Dorfe Utzenstorf aus, wohin sein Vater im Frühling 1805 als Seelsorger übergesiedelt war, bezog Albert Bitzium zu Ostern 1812 das Gymnasium in Bern, zwei Jahre später wurde er Student an der dortigen Akademie, und am 19. Juni 1820 fand seine Promotion zum Kandidaten des Predigtamtes statt. In der Folgezeit amtete er als Vikar bei seinem alternden Vater zu Utzenstorf. Unterbrochen wurde diese für die Gemeinde segensreiche Tätigkeit lediglich durch einen einjährigen Aufenthalt in Göttingen, wohin sich Bitzium auf den Beginn des Sommersemesters 1821 begab. In der wissenschaftlichen Luft der von zahlreichen Schweizern besuchten Universität des Königreichs Hannover wurde dem jungen Theologen klar, daß er im Grunde nicht für die gelehrte Forschung, sondern für die „Wirksamkeit im praktischen Leben“ geschaffen sei, und trotz all der reichen Anregung, die ihm das ungesorgte Studienjahr in der Fremde bot, kehrte er freudig und mit zielbewußtem Mut in den engen Bannkreis seiner Pflichten nach Utzenstorf zurück. Doch der im Februar 1824 erfolgte Tod des Vaters entriß ihm plötzlich dem Arbeitsfeld, mit dem er sich innig verbunden fühlte. Da er noch keine fünf Jahre im bernischen Kirchendienste stand, war dem auch von ihm gehegten Wunsche der Gemeinde, er möchte zu ihrem Seelsorger gewählt werden, von Gesetzes wegen die Erfüllung versagt.

Die vorgesetzte Behörde übertrug Bitzium nunmehr in Herzogenbuchsee, einem wohlhabenden, aus vierzehn Ortschaften bestehenden Pfarrdorfe des Oberaargaus, ein gleiches, aber bedeutend verantwortungsreicheres Amt des geistlichen Stellvertreters. Hier entwickelte er sich zur vollen inneren Reife; die damals entstandenen Entwürfe und Aufsätze bekunden uns den nie ermüdenden Eifer und den heiligen Ernst, mit denen er an den wichtigen Fragen seines Standes und seines Volkes teilnahm. Eine Fehde mit dem die Regierung vertretenden Oberamtmanne dieses Landesteils, bei der das Recht dem pflichtgetreuen und mutigen Vikar durchaus zur Seite stand, bereitete der arbeitsamen und glücklichen Zeit zu

Herzogenbuchsee ein jähes Ende. Bitzcius wurde im Frühjahr 1829 — wiederum als Vikar — an die Heiliggeistkirche nach Bern berufen. Hier machte er „genaue Bekanntschaft mit dem Stadtgesindel“ und wurde gründlich vertraut mit allen Fragen der Armenpflege. Aber der geistige Verkehr und die gesellschaftlichen Annehmlichkeiten, die er jetzt genoß, vermochten ihn in keiner Weise darüber hinwegzutäuschen, daß seinen Gaben und Kräften nicht in der Stadt, sondern lediglich auf dem Lande eine geeignete und fruchtbare Entfaltung zuteil werden könne. Und als er am 1. Januar 1831 in das wie Utzensdorf dem Gebiete der Emme zugehörige Lützelflüh einzog, welches das Ziel seiner langen Wanderjahre werden sollte, mag ihm zumute gewesen sein, als habe seine eigentliche Heimat ihn zurückgerufen.

Lützelflüh, dessen Pfarrer Bitzcius im März 1832 wurde, zählte schon damals zu den begüterten Dörfern des Kantons. Es liegt im Herzen des von bewaldeten Hügeln umsäumten und durchsetzten Emmentals und besitzt „einen dankbaren Boden, der die erwiesenen Guttaten mit reichlichen Zinsen wiedergibt.“ Das Pflichtenheft des Geistlichen, der die weitverzweigte, an nicht weniger als dreizehn andere Ortschaften stoßende Gemeinde zu besorgen hatte, war eng beschrieben. Aber Bitzcius' ungewöhnliche Arbeitskraft vermochte nicht nur den mannigfaltigen Obliegenheiten dieser Seelsorge in steter Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit gerecht zu werden; seine Vertrautheit mit den Fragen der Schule und der Armenfürsorge und sein glühender Wunsch, zur Beseitigung damaliger Übelstände und Unzulänglichkeiten auf diesen Gebieten etwas beizutragen, schufen ihm bald weitere Möglichkeiten der Betätigung. So amtete er volle zehn Jahre als bernischer Schulkommissär und hatte in dieser Eigenschaft die sämtlichen Schulen seines Bezirkes regelmäßig zu besuchen, eine Reihe von Neuerungen einzuführen, Streitigkeiten aller Art zu schlichten und eine Unzahl von Schreibereien zu erledigen. Ganz besonders aber war ihm die Armenerziehungsanstalt in Trachselwald ans Herz gewachsen, die ihre Entstehung nicht zum kleinsten Teil seinen unermüdlichen Bemühungen im Dienste der Menschenliebe dankte.

Er gehörte bis zu seinem Tode der Verwaltungskommission an, meist als ihr Vorsitzender, und um die hier untergebrachten Knaben war er wie ein gütiger Familienvater besorgt.

Wenn Albert Bitzius seinem reichen Tagewerk stets mit frohem Mut und ungetrübter Arbeitslust oblag, so dürfen wir den Grund dafür nicht allein in seiner angeborenen Willens- und Tatkraft suchen, wir müssen auch seiner Gattin gedenken, die er im Januar 1833 heimgeführt hat. In Henriette Zeender, der feingebildeten Enkelin seines Vorgängers zu Lützelflüh, fand er eine Gefährtin, durch deren kluges und treues Walten ihm das anmutig zwischen Obstbäumen gelegene Pfarrhaus eine Stätte des Friedens und des stets erneuten Glückes wurde. Wenn Gotthelf ein Kenner des weiblichen Herzens geworden ist wie selten ein Schriftsteller, wenn uns aus so manchen Frauengestalten seiner Erzählungen eine Tiefe der Empfindung und eine Charaktergröße entgegentreten, die ewige Gültigkeit beanspruchen dürfen, so brauchen wir nicht zu fragen, wer ihm den Schlüssel zu solcher Erkenntnis gereicht.

Im Sommer 1831 hatte auch das Bernervolk die demokratischen Grundsätze, die im Anschluß an die Pariser Juli-revolution in der Schweiz endgültig Wurzel zu fassen begannen, sich zu eigen gemacht und mit großem Mehr eine Verfassung angenommen, durch welche die Untertanenverhältnisse der früheren Zeit für immer begraben, die Freiheit und Gleichheit aller gewährleistet wurde. Auch Albert Bitzius, dem die Auflehnung gegenüber überlebten Vorurteilen gewissermaßen angeboren war, hatte den Umschwung freudig begrüßt. Die Wahrnehmung aber, daß seine Hoffnungen für das Armen- und das Schulwesen sich größtenteils nicht erfüllten, daß viele der früheren Ungerechtigkeiten unter der liberalen Flagge ruhig fortwucherten, daß so mancher der nunmehrigen Machthaber sich weit mehr um eigene Vorteile als um das Wohl des Volkes kümmerte — diese Wahrnehmungen führten ihn mehr und mehr zur Überzeugung, das Heil sei letzten Endes nicht von zeitgemäßen Gesetzen, Einrichtungen und Behörden zu erwarten, sondern allein von der inneren, sittlichen Erneuerung des einzelnen

Menschen. Diese herbeiführen zu helfen, hielt er für die erste Pflicht jedes rechtlich denkenden und seine Heimat wahrhaft liebenden Menschen. Und es loderte ein heiliges Feuer in ihm. Mit jener sittlichen Leidenschaftlichkeit, die einst Luther beseelte und ihn hatte sprechen lassen: „Hier steh ich, ich kann nicht anders“, schuf sich der Pfarrherr von Lützelflüh eine Kanzel, von der seine Stimme weiter dringen konnte als von derjenigen seines Dorfkirchleins. Denn ihm war darum zu tun, „zu schreien in die Zeit hinein, zu wecken die Schläfer, den Blinden den Star zu stechen.“

So kam Albert Bitzios dazu, Schriftsteller zu werden. Mit Recht betont er selbst, daß es ihm nur auf diesem Wege gelingen konnte, das ihn beengende Gefühl, von allen Seiten niedergehalten und gelähmt zu sein, mit einem kühnen Ruck von sich abzuschütteln. Und er nannte das Losbrechen dieser lange verhaltenen naturhaften Kraft „ein wildes Umsichschlagen“ und verglich es dem Ausbruch eines Bergsees, „der Dreck und Steine mitführt in wildem Graus.“ Aber die Hauptsache ist doch wohl, daß in ihm eine Erfindungs- und Gestaltungskraft schlummerte, wie sie uns in dieser Ursprünglichkeit, Ungebrochenheit und Fülle in der Weltliteratur nur selten entgegentritt, und daß er über eine nie versagende Kenntnis der Sprache, der Sitten und der Gebräuche seiner Berner Bauern verfügte. Das Feld, auf das seine geniale Begabung ihrem Wesen nach sich angewiesen sah, war die Prosaerzählung. Gotthelf ist ein Epiker, der neben Homer genannt werden darf. Unaufhaltsam, nur sich selbst gehorchend, flutet der Strom seiner Bilder dahin, und es ist kein Zufall, daß die ersten Romane eines abgerundeten Schlusses entbehren und wir den Eindruck erhalten, die vorgetragene Geschichte sei lediglich bei einem entscheidenden Wendepunkte der Handlung zum Stehen gebracht worden.

Anfangs Dezember 1836 kündigte die kleinstädtische Buchhandlung von Carl Langlois in Burgdorf zum Preise von fünfzehn Batzen ein bei ihr gedrucktes und verlegtes Werk an, das den Titel trug „Der Bauernspiegel oder Lebensgeschichte des Jeremias Gotthelf, von ihm selbst beschrieben.“ Nur wenige Eingeweihte kannten zunächst den Verfasser. Doch

dessen Wunsch, verborgen zu bleiben, ließ sich nicht erfüllen; bald blieb es kein Geheimnis mehr, daß Pfarrer Albert Bitzius von Lützelflüh unter die Schriftsteller gegangen sei. Und er hat auch in der Folgezeit seine Werke — mit einer einzigen Ausnahme — unter dem Decknamen Jeremias Gotthelf herausgegeben.

Der „Bauernspiegel“ liest sich keineswegs wie das Buch eines Anfängers. Ein reifer, ja ungewöhnlicher Menschenkenner, ein in sich gefestigter, zielbewußter Erzähler hatte sich darin zum Wort gemeldet. Jede Seite war getränkt vom Herzblut eines Mannes, dem die Leiden seiner Mitmenschen auf der Seele brannten.

Die Erzählung enthüllt uns das ganze unbarmherzige Elend, dem ein vaterloses Kind einer armen oder verarmten Familie auf dem Lande damals ausgesetzt war. Es pflegte in sein Heimatdorf abgeschoben und dort durch die Behörde an einer öffentlichen Steigerung in eine Familie verkostgeltet zu werden. So mußte der achtjährige Jeremias oder Mias Gotthelf, nachdem er an einer solchen Bettlergemeinde einem Bauern zugeteilt worden war, die traurige Erfahrung machen, „daß ein auf ein Gut verdingtes Kind jeglichen Namen verliert, um Bub oder Güterbub zu heißen, das heißt, um ein Mensch zu werden, der niemandem mehr auf der Welt angehört als dem Gut, auf welchem er verpflegt wird.“ Mias fällt unter seinen fragwürdigen „Erziehern“ nach und nach einer völligen Verwahrlosung anheim, und als er Knecht geworden ist, wird er von selbstsüchtigen Meistern in schändlicher Weise ausgenutzt. Einen Sonnenstrahl reinen Glückes bringt ihm die Neigung eines rechtschaffenen, aber mittellosen Mädchens, das die in ihm schlummernden guten Eigenschaften zu wecken vermag; doch die Verständnislosigkeit und Roheit der Umwelt schlagen dieses Glück in Scherben, indem sie ihm die gesetzliche Anerkennung versagen. Nach dem Tode Annelis wird es mit Jeremias immer schlimmer. Um den Folgen einer Schlägerei zu entgehen, macht er sich schließlich aus dem Staube; er nimmt Handgeld und tritt als Schweizergardist in französische Dienste. Hier findet er in dem alten Bonjour, einem ehemaligen Un-

teroffizier aus dem Heere Napoleons, einen Kameraden, der sich väterlich um ihn bekümmert, ihm nicht nur mancherlei nützliche Kenntnisse beibringt, sondern zugleich für die Bildung seines Herzens sorgt und ihn der Verwilderung entreißt. Nach einigen Jahren macht er zu Paris an der Seite seines Freundes die Schrecken der Julirevolution durch und gehört zu den Söldnern, die wie Bettler in die Heimat abgeliefert werden. Seine Bemühungen, nunmehr irgend ein Amt zu erhalten, scheitern an der Mißgunst und Parteinengherzigkeit seiner Landsleute. Der Beruf, den er endlich erwählt, besteht darin, daß er in einem Gasthaus an der Landstraße die Kinder des Wirtes erzieht, unter den Leuten des Dorfes, die das Wirtshaus besuchen, eine vernünftige Aufklärung verbreitet und ihnen durch Beispiel und Lehre einen sittlichen Lebenswandel und eine wahrhaft christliche Gesinnung vor Augen führt.

Im „Bauernspiegel“ sind die sämtlichen Stoffe der schriftstellerischen Tätigkeit Gotthelfs bereits angedeutet. Vom Los des Güterbuben ausgehend, deckt er hier vor allem die vielen Unzulänglichkeiten und die fast mittelalterlich anmutende Roheit auf, an denen das Armenwesen krankt. Diesen zeitgemäßen Fragen hat er später ein besonderes, „Die Armennot“ betitelt Bächlein gewidmet, in dem er als wahrhafter Jünger Pestalozzis das heilige Recht der Kinder auf Liebe seinen Mitmenschen ans Herz legt.

Daneben gibt uns der „Bauernspiegel“ von dem damaligen Tiefstand der Schulen, der Unwissenheit der Lehrer und ihren Hungerlöhnen Kunde. Eine erschöpfende Darstellung dieser unerträglichen Verhältnisse bietet die nächste große Erzählung Gotthelfs, die „Leiden und Freuden eines Schulmeisters“, die in zwei Bänden 1838 und 1839 erschienen, und die Bitzius den Lehrer Peter Käser aus Gytivyl als seine eigene Lebensbeschreibung vortragen läßt.

So wenig als im „Bauernspiegel“ ist im „Schulmeister“ die Handlung aus Ereignissen zusammengesetzt, die Bitzius persönlich widerfuhren, und doch lassen sich in beiden Erzählungen die einen und andern Züge als aus seinem unmittelbaren Erfahrungskreise geschöpft nachweisen. So enthält der fran-

zösische Schweizergardist die Erinnerung an einen in fremden Diensten zugrunde gegangenen Bruder Gotthelfs, und bei der inneren Läuterung, die dem Schulmeister Käser durch sein Mädeli zuteil wird, denken wir unwillkürlich daran, daß die selbstlose Henriette Zeender die Gabe besaß, ihren Gatten zur vollen Reife und zur schönen Entfaltung seiner reichen Kräfte zu erschließen.

Dem Schicksal eines Knechtes und dessen Verhältnis zum Meister hat Gotthelf, seine Darlegungen im „Bauernspiegel“ erweiternd und vertiefend, im Jahre 1841 ein eigenes Werk gewidmet: „Wie Uli der Knecht glücklich wird.“ Diese „Dienstbotengeschichte“ gilt wegen der nie versiegenden Frische, mit welcher der reiche Stoff gemeistert wird, und im Hinblick auf den künstlerischen Aufbau und die Geschlossenheit der Handlung als die Krone seiner Schöpfungen.

Auch auf die Tatsache, daß es gewissenlosen Agenten und andern Halunken in einem christlichen Staate möglich ist, einen mittellosen, aber rechtschaffenen und pflichtgetreuen Kleinbauern mit seiner Familie von Haus und Hof zu treiben, deutet schon der „Bauernspiegel“ hin. Die grundsätzliche Abrechnung mit dieser Mißwirtschaft und diesen Verirrungen des Rechtsbewußtseins behielt Gotthelf seinem letzten Roman, den 1853 veröffentlichten „Erlebnissen eines Schuldenbauers“ vor; hier faßte er seine Forderung an die Regierung in die Worte zusammen: „Dem Staate soll vor allem aus daran gelegen sein, reiche, nicht arme Staatsbürger zu besitzen, er soll das Verarmen hindern, das Reichwerden fördern.“

Und noch in einer andern Hinsicht weist der „Bauernspiegel“ die Richtlinien auf, nach denen Gotthelf seine Erziehungsromane aufzubauen pflegte. In deren Mittelpunkt setzt er mit Vorliebe alltägliche Menschen, die weder durch irgend eine besondere Gabe sich auszeichnen noch mit irdischen Gütern gesegnet sind, Menschen, denen vielmehr eine gewisse innere Haltlosigkeit eigen ist. Diese zu überwinden, kostet sie eine unendliche Mühe, die Rückfälle in die alte Unzulänglichkeit wollen nicht aufhören, und mitunter stellen Fehlritte oder Enttäuschungen das bereits Er-

reichte wieder in Frage. Um so mehr verdient der endliche Sieg Anerkennung; denn es ist ein Sieg über die Schwächen des eigenen Ich. Freilich nimmt sich das Glück, das diesen Kämpfern schließlich zuteil wird, äußerlich recht bescheiden aus; aber da sie das seelische Gleichgewicht und jene Zufriedenheit gefunden haben, die über die Wechselfälle des Lebens emporzuheben vermögen, können sie nunmehr auch ihrer Umwelt zum Segen gereichen.

Inbezug auf diese Entwicklung nach oben, die meist durch ein weibliches Wesen bestimmt worden ist, hat der Mias des „Bauernspiegels“ im Schulmeister Käser, in Uli dem Knecht und dem Pächter, im Schuldenbauern Hans Joggi seine treuen Weggefährten. Auch Jakob, der Handwerkseselle, wandert in dieser Schar; nur spielt sich die Handlung in dieser Erzählung nicht im Emmental, sondern in verschiedenen Städten der Schweiz ab. Und Gotthelf schildert und beurteilt die damals in ihren Anfängen befindliche sozialistische und kommunistische Bewegung mit einer derart anschaulichen Klarheit, daß man bisweilen glauben könnte, er habe unsere heutige Zeit im Auge.

Beziehungen zum „Bauernspiegel“ lassen sich auch in den andern größeren Erzählungen Gotthelfs nachweisen; denn Bauerngüter und Wirtschaften, ländliche Pfarrhäuser und Schulen sind meist die Bühnen, wo er seine der Wirklichkeit entnommenen Menschen auftreten läßt. In „Geld und Geist“ haben wirs mit einem jener altehrwürdigen Bauernhöfe zu tun, die in ihrer Geschlossenheit an die Edelsitze des Mittelalters gemahnen. Im Vordergrund des Geschehens steht hier weniger ein einzelner Mensch, es handelt sich vielmehr um eine ganze Familie, deren wohl und Wehe durch das Verhalten jedes ihrer Glieder bedingt ist. Der Titel „Wie Anne Bäbi Jowäger haushaltet, und wie es ihm mit dem Doktern geht“ verrät, daß ein bestimmter Zweck die Entstehung dieses Buches veranlaßt hat: es ist der Wunsch der bernischen Regierung, eine Schrift gegen die Kurpfuscherei zu erhalten. Aber bei der Abfassung derselben machten sich mehr und mehr, wie Gotthelf sagt, „die Personen geltend, drängten die eigentliche Tendenz in den

Hintergrund“, und im zweiten Band beleuchtet er mit der Fackel seiner Erkenntnis vor allem die Krankheiten der Seele und ihre Heilung. „Der Geltstag“ brandmarkt das Unwesen, daß die Wirtschaften und Pinten zu förmlichen Brutstätten der Verhetzung des Volkes durch sittlich wenig ernst zu nehmende „Aufklärer“ oder Vertreter eines ins Kraut schießenden Radikalismus zu werden beginnen. In „Käthi die Großmutter oder der wahre Weg durch jede Not“ schildert uns Gotthelf eine alte, geistig keineswegs bedeutende Frau, die trotz ihrer bitteren Armut sich mit Ehren durchschlägt, mit ihrem unerschütterlichen Gottvertrauen, ihrem neidlos zufriedenen Sinn und ihrer vorbildlichen Selbstverleugnung über alles Unglück den Sieg davonträgt und zu einem Segen für ihre Umgebung wird. „Uli der Pächter“ setzt die Handlung des sieben Jahre zuvor entstandenen „Uli der Knecht“ in einer bewunderungswürdigen und völlig ebenbürtigen Weise fort. „Die Käserei in der Vehfreude“ macht uns mit dem wechsellvollen und vielverzweigten Leben einer ganzen Gemeinde bekannt, deren Bewohner durch die Einführung einer Talkäserei in mannigfache Streitigkeiten und Umtriebe verwickelt werden. Der befreiende Humor, über den Gotthelf verfügt, treibt hier ganz besonders köstliche Blüten. Durch den unvollendet gebliebenen „Herr Esau“ und durch den „Zeitgeist und Bernergeist“ wehen die Stürme der politischen Leidenschaft. Im Sommer 1846 kamen im Kanton Bern die radikalen Draufgänger ans Ruder, und das Land hatte unter den bisweilen wenig glücklichen Versuchen dieses Freischarenregimentes, sowie unter der Unfähigkeit und Rücksichtslosigkeit mehr als eines seiner Unterbeamten zu leiden. Auch als vier Jahre später ein Umschwung eintrat und die Leitung des Staates an konservativ gerichtete Machthaber überging, hörten die heftigen gegenseitigen Befehdungen nicht auf. Die Erbitterung dieser Zeit loderte auch in Gotthelf, wenn er schon das Heil nicht von einer bestimmten Partei erwartete, sondern stets auf die Rechtlichkeit, die Tüchtigkeit und den ehrlichen Willen des einzelnen Menschen das Hauptgewicht legte. Der „Herr Esau“ geht wie der „Geltstag“ der Umwälzung von 1846 voraus,

und der „Zeitgeist und Bernergeist“ erschien im Winter 1851/1852. Unter Bernergeist versteht Gotthelf eine Gesinnung, die das Altbewährte zum Frommen der Gesamtheit hochhält. Sie richtet sich dabei nicht etwa gegen einen vernünftigen Fortschritt, sondern lediglich gegen ein Zuviel, gegen die verderblichen und zersetzenden Einflüsse des von außen eindringenden Zeitgeistes.

Außer diesen großen Erzählungen schuf Gotthelf mehr als ein halbes Hundert kleinere Geschichten und Skizzen verschiedener Art. Sie erschienen teils als Einzelveröffentlichungen, teils in der Sammlung „Bilder und Sagen aus der Schweiz“, teils in vaterländischen und deutschen Volkskalendern, Almanachen und Zeitschriften; die Großzahl der letzteren ging schließlich in die fünf Bände der „Erzählungen und Bilder aus dem Volksleben der Schweiz“ über.

Der Inhalt dieser Schöpfungen Gotthelfs ist äußerst mannigfaltig, erinnert aber vielfach an Vorwürfe und Geschehnisse in den Romanen. Neben Schilderungen, in denen (ich erwähne z. B. „Wie fünf Mädchen im Branntwein jämmerlich umkommen“ und „Dursli der Brannteweinsäufer“) der Volkserzieher schonungslos die Sünden der Zeit und die Abgründe menschlicher Schwachheit bloßlegt, treffen wir behagliche Novellen, die dem ebenso überzeugten wie unverbesserlichen Heiratsstifter alle Ehre machen. Mit düsteren Gemälden seelischer Leiden, die wie Trauerspiele anmuten, wechseln Kabinettstücke fröhlich-ausgelassenen Humors, und auf die Zeichnung seltsamer Querköpfe und politischer Windbeutel folgen Männer und Frauen, denen Gott die Reinheit des Herzens und den Frieden der Seele als selbstverständliches Angebinde in die Wiege spendete, Menschen, die in der Beschränkung ihr volles Glück und in der steten Bereitschaft, zu helfen und wohlzutun, den Sinn des Lebens erkannt haben.

Auch heimatliche Sagen und aus der schweizerischen Vergangenheit geschöpfte Begebenheiten behandelt Gotthelf in diesen Erzählungen. Ein Dutzend derselben, an eine Kette gereiht, müßte einen Spiegel der vaterländischen Geschichte von einzigartiger Leuchtkraft darstellen. Eine solche Samm-

lung würde uns im „Druiden“ das Ringen der alten Helvetier mit den Römern vergegenwärtigen, in der „schwarzen Spinne“ uns das Gruseln lehren, im „Kurt von Koppigen“ das mittelalterliche Rittertum in seiner ganzen Ungebundenheit vor Augen führen, im „letzten Thorberger“ die ruhmreichen Schlachten der Eidgenossen lebendig machen. Und im Schlußstück, in „Elsi, die seltsame Magd“, würden wir Zeugen des Untergangs der alten Zeit am Ende des achtzehnten Jahrhunderts und des Wirrwarrs, der diesen Kämpfen vorausging und sie begleitete.

Wenn wir bedenken, daß Gotthelf seine zahlreichen schriftstellerischen Werke in achtzehn Jahren geschaffen hat, so müssen wir über seine Fruchtbarkeit staunen. Als er am 22. Oktober 1854 seiner Familie, seinem pfarramtlichen Wirken und seiner schriftstellerischen Tätigkeit durch einen plötzlichen Tod entrissen wurde, hatte die letztere eine Ausdehnung erreicht, daß die von seinem Berliner Verleger Julius Springer veranstaltete Gesamtausgabe nicht weniger als dreiundzwanzig Bände umfaßte. Und heute ist dieser Ernte eine Reihe weiterer Bände beizufügen, denn die Forschung hat seither manches erschlossen, was unmittelbar nach Gotthelfs Hinschied der Öffentlichkeit noch nicht zugänglich war.

Gotthelfs Ruhm ist im Laufe der Jahrzehnte nicht verblaßt. Im Gegenteil, seine Erzählungen wirken auf uns mit jener Frische, die jeder zeitlichen Bedingtheit spottet. Die Schlacken und Anspielungen, an denen sich unsere Väter und Großväter bisweilen noch gestoßen haben mögen, bringen uns nicht mehr in Wallung. Wir spüren vielmehr, daß Gotthelf, so fest und sicher er im Erdreich seines Emmentales wurzelte, seine Zeit mächtig überragte, daß die Warte, von der aus er jene beurteilte, höher stand als die Zinnen jeglicher Partei.

Ein frommer und gläubiger Christ, der Gott in allem die Ehre gab, war er weit davon entfernt, sich einer bestimmten Lehre gänzlich zu verschreiben. Die Worte, mit denen er uns im „Anne Bäbi“ den alten, milden Pfarrer vorstellt, dürfen wir ohne Einschränkung auf ihn selbst anwenden: „Um Glaubensformen zankte er nicht, aber in Glaubens-

werken eiferte er mit jedem.“ Nur das reine Herz und die Taten der Liebe hält Bitzios für Gott wohlgefällig. Der Glaube darf nicht dazu verleiten, die Hände in den Schoß zu legen; er muß vielmehr, wenn er echt ist, zu Höchstleistungen an sich selbst und im Dienste der Mitmenschen anspornen: „Was im Bereiche menschlichen Vermögens ist, da hilft Gott nicht, das überläßt er dem, dem er die Kraft dazu gegeben“, lesen wir im „Knaben des Tell“. Und nur der Bescheidenheit, die sich selbst kein Verdienst beimißt und in Demut den Erfolg Gott überläßt, blüht der Segen: „Über das, was ich tue, bin ich verantwortlich; was ich wirke, waltet Gott,“ lehrt uns Gotthelf im „Zeitgeist und Bernergeist“. Auf die Allgegenwart und die Güte dieses Gottes hinzuweisen, wird er nicht müde. Er erschaut ihn wie im Schicksal der Menschen so auch in der ihn umgebenden Natur. Sein Sich-eins-Fühlen mit ihr ist Gotthelf zugleich ein Sich-eins-Fühlen mit Gott. Diese seine grundsätzliche Anschauung tritt uns besonders deutlich entgegen in der „Wassernot“, einer der gewaltigsten Naturschilderungen der gesamten deutschen Literatur. Sie gipfelt in der Mahnung: „Daß Gott zu seinen Kindern rede im Sonnenschein und im Sturm, daß er im Sichtbaren darstellt das Unsichtbare, daß die ganze Natur uns eine Gleichnisrede sei, die der Christ zu deuten habe, täte jedem not zu erkennen.“

Nicht nur im Religiösen, auch nach seiner politischen Einstellung betont Gotthelf stets die Verantwortung des einzelnen Menschen gegenüber der Gesamtheit. Die Angst, dieses Gefühl der Verantwortung gehe verloren, macht den Volkserzieher zum Gegner jeder allzu grundsätzlichen Vereinheitlichung oder Zentralisation im öffentlichen Leben. Der Staat darf nach seiner Ansicht dem einzelnen Menschen die Pflichten der Nächstenliebe nicht zu sehr erleichtern oder gar abnehmen, sonst wird diesem sein Bestes geraubt. Nicht das Volk, nicht bestimmte Ideen, sondern die sittlich bedeutende Persönlichkeit ist für Gotthelf der Träger der Geschichte. „Jeder für sich“, sagt er, „soll der Rechte sein, dann wird auch das Volk in Masse das Rechte sein.“ Darum wird er nicht müde, darauf hinzuweisen, daß nur Män-

ner, die sich in ihrer Familie und im Werktagskleid bewährt haben, zur Leitung des Gemeinwesens berufen sind. Wie Pestalozzi vom „Heil der Wohnstube“ die wirksamste Hilfe zur Hebung des Volkes erwartet, so bekennt Gotthelf: „Es ist nicht der Staat, nicht die Schule, nicht irgend etwas anderes des Lebens Fundament, sondern das Haus ist es. Nicht das öffentliche Leben in einem Lande ist die Hauptsache, sondern das häusliche Leben ist die Wurzel von allem, und je nachdem die Wurzel ist, gestaltet sich das andere.“ Auf der Gedenktafel am Pfarrhause zu Murten, in dem Albert Bitzios einst das Licht erblickte, sind die Worte zu lesen, in denen er seine Weltanschauung am klarsten und geschlossensten aussprach: „Im Hause muß beginnen, was leuchten soll im Vaterlande.“

Als freudiger Bejager des Lebens, dem der Glaube an die Höherentwicklung der sterblichen Geschöpfe oberstes Gesetz war, als energischer, mit dem sicheren Blick für alles Wesentliche begabter Tatmensch hat Gotthelf den Beruf des Schriftstellers ausgeübt. Stets trafen sein Urteil, sein Tadel und sein Eifern für Recht und Wahrheit ins Schwarze. In seinem Sehergeiste spiegelten sich auch die geheimen Gebrechen und die sehnsüchtigen Hoffnungen seiner Umwelt mit ungetrübter Schärfe. Und gingen uns alle andern Zeugnisse über die heimatlichen Zustände seiner Zeit verloren, ein einziges Buch von Jeremias Gotthelf würde genügen, diese für immer lebendig zu erhalten. Denn über seinen Bauern, die in fleißiger Arbeit den fruchtbaren Boden des Emmentals bebauten, flutet das Licht ewigen Menschentums.

Rudolf Hunziker.